

(Nachdruck verboten.)

21)

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Und über was beklagt er sich?“

„Na, doch über seine Krankheit. Hat er etwa nicht genug Ursache dazu?“

„Sieht er sich denn in Gefahr?“

„Ich denke nicht, und glauben Sie wohl, daß wir ihm, was wir nur können, um ihm die Angst zu benehmen. Aber er sieht sich krank, in seiner Arbeit gehemmt, und das macht ihn traurig.“

La Vaupalière wußte genug.

„Ich darf Sie nicht länger aufhalten,“ sagte er.

„Niemand erwartet mich, und ich freue mich, ein Stück Weg zusammen mit Ihnen zu machen, wenn es auch nur sein würde, um über den armen Jungen, den ich liebe, als ob es mein Junge wäre, mit Ihnen zu sprechen.“

La Vaupalière kannte zwar den Onkel nicht genau, doch wußte er so viel von ihm, daß Färtlichkeit nicht seine schwache Seite war und daß man also bei ihm namentlich dann mißtrauisch sein mußte, wenn er solche Gefühle in den Vordergrund stellte, denn offenbar verfolgte er in diesem Falle einen höchst praktischen Zweck.

„Ist es nicht rührend,“ sagte der Alte nach einer Pause, als ob er nach Fassung hätte ringen müssen, „wenn man denkt, daß einer noch so jung sein hübsches, liebes Weibchen verlassen muß, ohne von der Zukunft zu reden, die ihm ja nicht entgehen könnte, denn ich bin ja unverheiratet und sie ist meine einzige Erbin.“

Er wurde von neuem gerührt und fuhr mit dem Taschentuch über sein Gesicht; dann fuhr er fort:

„Ich rede nicht gern von diesen Dingen, Herr La Vaupalière, aber es läßt mir keine Ruhe. Für Courteheuse ist es doch zu traurig, aus der Welt zu scheiden, während die Geschäfte so gut gehen, denn sie gehen doch gut, nicht wahr, Herr La Vaupalière?“

„Ei freilich!“

„Oh, ich wollte Sie nicht etwa ansfragen, denn, wissen Sie, neugierig ist Benoit Gibourdel nie gewesen. Bloß weil Sie die Angelegenheiten des Bureaus am besten kennen, sage ich so nebenbei zu Ihnen, und ich denke dabei an meine liebe kleine Nichte: „Die Geschäfte gehen doch gut, was?“

„Aber ganz gewiß, so gut als irgend möglich.“

„Nun ja, um so besser, das höre ich gerne, denn heutzutage die Notare . . .“

„Nicht alle Notare sind gleich.“

„Das ist wahr. Also, wenn ein Unglück passierte, so wäre meine kleine liebe Hortense nicht in Not?“

„O, gewiß nicht!“

„Und nicht wahr? Sie könnten darauf hoffen, für das Bureau das Doppelte von dem zu erhalten, was man Herrn Notin dafür bezahlt hat?“

Er warf das so gutmütig hin, daß jemand, der ihn nicht gekannt hätte, sich leicht hätte täuschen lassen, aber La Vaupalière merkte wohl, daß der Alte bei jedem Wort sein Ziel verfolgte. Er antwortete:

„Allerdings macht Herr Courteheuse dreimal soviel Geschäfte als Herr Notin; aber man muß zwischen den eigentlichen Notariatssachen und den persönlichen Geschäften, die Herr Courteheuse durch seine Beziehungen und seine eigene Fähigkeit gemacht hat, wohl unterscheiden.“

„Das begreife ich. Wenn aber der Nachfolger in derselben Lage wäre, oder annähernd, und das könnte sich doch finden, nicht wahr? Dann würde doch die Einnahme die gleiche bleiben? Na, wir werden ja sehen. Ich will Sie jetzt nicht weiter stören, mein lieber Herr La Vaupalière, ich wünsche Ihnen guten Tag!“

Mit diesen Worten drückte Gibourdel dem Sekretär herzlich die Hand und spornete seinen Klepper zum Trab.

XXIII.

Obschon zu dieser Zeit eine Grippe-Epidemie herrschte, welche häufige Besuche der Ärzte notwendig machte, wurde

das öftere Erscheinen des Doktor Ganjbel bei Courteheuse doch im ganzen Dorfe besprochen, wie Gibourdel dies vorausgesehen hatte.

Aber von allen Bewohnern von Dassel war der Apotheker derjenige, der sich am meisten über den Kranken, oder wenigstens über dessen Krankheit beunruhigte, und Celanie oder Léon wurden bei jeder Zubereitung eines Rezepts einem eingehenden Verhör unterworfen:

„Nun, wie befindet sich Herr Courteheuse heute? Wie hat er die Nacht verbracht; was sagt der Doktor?“

Und wenn man auch nicht antwortete — nicht etwa aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit, — wie es oft bei Léon der Fall war, so mußte er die Fragen so geschickt zu stellen, daß er doch immer etwas erfuhr.

Er hielt sich übrigens nicht bloß an das Dienstmädchen und an den kleinen Schreiber, sondern frug auch Bouteils, Jauchon und La Vaupalière aus, wenn er sie traf:

„Wie geht's dem Herrn Notar?“

Dieses Fragen setzte die Schreiber und besonders Bouteils in Erstaunen.

„Warum frägt er das alles?“

„Weil er neugierig wie eine Nachteule ist.“

„Er ist doch recht drollig.“

Aber eines Tages lehrte Jauchon triumphierend in das Bureau zurück:

„Jetzt weiß ich, worauf die Fragen des Apothekers oder vielmehr des Bürgermeisters zielen, denn als letzterer stellt er sie.“

„Du sprichst in Rätseln.“

„Durchaus kein Rätsel. Zunächst melde ich Ihnen den Tod des Herrn Nicot . . .“

„Welcher Zusammenhang . . .“

„Warten Sie: Herr Nicot: bedeutende Persönlichkeit in der Gemeinde, reicher Fabrikant. Ich trete in die Apotheke in demselben Augenblick ein, wo Herr Turlure ganz außer sich aus seinem Laboratorium herauskommt und ruft: Wo ist mein Bossuet!“

„Welche unzusammenhängende Erzählung!“

„Als mich Herr Turlure bemerkte, unterbricht er sein Suchen und frägt nach dem Befinden des Herrn. Nachdem ich ihm geantwortet hatte, setzte er sein Suchen wieder fort und ich erfahre, daß er nicht als Apotheker, sondern als Bürgermeister Bossuets Leichenreden braucht, um diejenige für den Fabrikanten Nicot vorzubereiten. Ich schließe nun daraus, daß er genau über den Zustand des Notars unterrichtet sein will, um Zeit zu haben, in seinem Bossuet zu schänzen und dann mit Beredsamkeit von einem Manne, welcher . . . von einem Manne, den . . . kurz von einem Manne zu sprechen, dessen Leben „alle Höhen und Tiefen des irdischen Daseins geboten hat.“

„Sie glauben das?“ jagte Bouteils.

„Warum sollte es nicht so sein?“ fragte La Vaupalière; „es scheint mir, daß man das wohl annehmen kann, was Jauchon von einem Menschen sagt, der so wie unser Bürgermeister die Redemanie besitzt.“

„Auf alle Fälle würde ich nicht erstaunt sein, wenn er den Herrn selbst besuchte.“

„Hat er etwa seinen Besuch angekündigt?“

„Das nicht gerade, aber es schien mir möglich.“

Jauchon hatte sich nicht getäuscht; nach einigen Tagen kam der Apotheker und frug, ob Courteheuse ihn in einer wichtigen und persönlichen Angelegenheit empfangen könne.

„Da er seit zwei Tagen nicht heruntergekommen ist,“ antwortete La Vaupalière, „so weiß ich nicht, ob er sich mit Geschäften befaßt, aber ich werde ihm sagen lassen, was sie wünschen.“

Der kleine Schreiber wurde nach dem Zimmer hinaufgeschickt, wo er ziemlich lange verblieb; endlich kam er zurück und kündigte Herrn Turlure an, daß er hinaufkommen könnte.

„Du bist aber lange weggeblieben,“ bemerkte Bouteils, als Turlure das Bureau verlassen hatte.

„Das ist kein Wunder. Die Frau Notarin wollte nicht, daß Herr Turlure herauskomme, und der Notar wollte ihn gerade empfangen, und darüber gab es Zanf.“

Frau Courteheuse war heruntergekommen und hatte Herrn

Turlure hinauf in das Zimmer gebracht, in welchem ihr Mann auf dem Sopha lag.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in eine Krankenstube heraufkommen lasse,“ sagte der Notar, „aber seit einigen Tagen sind mir meine Füße immer wie erstarrt und in den Beinen fühle ich Krämpfe, die mich am Gehen verhindern.“

Turlure hatte seine Hand erfaßt, drückte sie aber nicht wie gewöhnlich, sondern hielt sie zwischen der seinigen, und Madame Courteuse, die keinen Blick von ihm verbandte, sah, wie er die Finger auf eigentümliche Art befaßte.

Obwohl Turlure den Notar so aufmerksam untersuchte, entging ihm doch nicht, daß ihn die Frau beobachtete; alsbald ließ er die Hand los und sagte:

„Die Beschaffenheit der Haut ist durchaus nicht ungünstig, durchaus nicht.“

Und als ob er besorgte, diese Worte könnten als eine Erklärung des Befastens der Finger ausgelegt werden, fügte er hinzu:

„Das Gesicht bietet ebenfalls kein ungünstiges Symptom, oh, durchaus keines!“

„Nicht wahr?“ sagte Madame Courteuse.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Strohindustrie.

Die Kunst des Flechtens von Korb- und Biergegenständen aus natürlichen Faserstoffen, insbesondere aber aus den mannigfachen von den Pflanzen dargebotenen Ruten, Rohren, Wurzeln und Halmen ist eigentlich keinem Naturvolke fremd; ja einige völlig kulturlose Völker haben es sogar zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit in dieser Kunst gebracht. So findet man z. B. die Hüten der Raffenhauptlinge mit recht kunstreich geflochtenen Matten ausgelegt, und ihre aus Binsen gefertigten Wassereimer sind so dicht geflochten, daß kaum ein Tropfen hindurchzudringen vermag.

Das Hauptmaterial mehrerer heimischen Flechtindustrien bilden die Weidenruten und das spanische Rohr, aber zu den schönsten Flechtarbeiten, die zum Teil recht hoch im Preise stehen, findet gerade ein Material Verwendung, das sich sonst keiner besonderen Wertschätzung erfreut: das Stroh ist ein sehr geübiges, bildsames Material, das in der Technik eine weit umfangreichere Verwendung findet, als man gemeinhin glaubt.

Die Kunst des Strohflechtens ist heut noch unbestritten eine Frauenarbeit; noch hat keine Maschine versucht, mit den feinen Fingern der Flechterinnen zu konkurrieren.

Für Gewebe und Flechtarbeiten findet ausschließlich Weizen- und Roggenstroh Verwendung; die Halme werden vor der Reife abgeknitten, an der Sonne bzw. durch Schwefel oder Chlor gebleicht und je nach ihrer Stärke für die Verarbeitung sortiert.

Das beste, vollkommene Strohgeflecht liefert Italien, dessen Boden besonders geschmeidige Halme erzeugt. Man baut hier für diese Zwecke eine besondere Art des Sommerweizens, die ein sehr feines, elastisches Stroh, „Marzolino“ genannt, liefert. Das kleine Toskana, das auch jetzt noch auf größeren Ausstellungen mit seinen geflochtenen Hüten, Körben und Arbeitstaschen glänzt, bildete den Stammsitz dieser Industrie, welche sich von hier aus über alle industriellen Länder verbreitete.

Man legt in Italien die Weizenfelder, welche der Industrie das Rohmaterial liefern, am liebsten auf Berg- und Hüggelland an und meidet den schwereren festen Boden. Man verfährt hier sehr sorgfältig und säet sehr eng, um viele und recht schlanke Halme zu erhalten. Im Juni werden diese mit der Wurzel einzeln aus dem Boden gerissen, drei bis vier Tage sich selbst überlassen, damit sie eine größere Zähigkeit erhalten, und nach Entfernung der flechtigen Halme in dünnen Bündeln von etwa 60 Gramm Gewicht zusammengebunden. Um sie bis zu einem Grade zu bleichen, werden diese Bündel etwa drei Wochen lang der Sonne und dem Thau ausgesetzt, aber sorgfältig vor Regen bewahrt. Ist dann die Zeit der Ernte herangekommen, so finden sich die Fabrikanten und Händler ein, um das Material zu mustern, zu prüfen und einzukaufen. Der Preis von 100 Bündeln (Menata) schwankt zwischen 5 und 9 Franken.

In anderen Strohindustrie treibenden Ländern wählte man sich das italienische Verfahren des Strohanbaues und der Verarbeitung zum Vorbild, ohne jedoch gleiche Erfolge zu erringen. Es fehlte die italienische Sonne, um ein gleich feines Material zu gewinnen, und an die Stelle der wirkungsvollen Naturbleiche muß in der Regel die künstliche Bleiche treten.

Das Sortieren der Halme geschieht in neuerer Zeit häufig durch Maschinen. Die Halme werden in größeren Bündeln vertikal in Cylinder eingestellt, deren bewegliche Bodenplatten, den verschiedenen Halmenstärken entsprechend, perforiert sind. Durch einen geeigneten Mechanismus wird dann das ganze Plattensystem in eine schüttelnde Bewegung versetzt, so daß die Halme, deren Stärke der Perforierung entspricht, hindurchfallen. Hierauf erfolgt noch eine weitere Sortierung der Halme nach deren Länge. Daß Fußstüd der Halme, welches auf dem Felde der unmittelbaren Einwirkung der Sonne entzogen ist, findet für Flechtarbeiten keine Verwendung und wird von dem

oberen Teil getrennt. Der Halm nimmt nach der Reife hin an Festigkeit und Elasticität zu und das feinste Geflecht liefert die Spitze. Man pflegt daher die besseren künstlerischen Arbeiten auch als „Punta-geflecht“ zu bezeichnen.

Zu manchen Flechtwerken können die Halme ungeteilt verarbeitet werden; die Streifen werden also flach gepreßt und gesättigt. Andere Geflechte bedingen die Zerlegung der Halme in vier, sechs und mehr Streifen, je nach der Feinheit der Arbeit. Aber weit mehr noch als durch diese Unterschiede in den Feinheitsgraden wird durch die Art der Verflechtung eine große Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse erzielt, und es sind vorzüglich die toscanischen Mädschen, denen die Industrie die mannigfachsten reizvollen Muster verdankt.

Das Zusammennähen der einzelnen Strohbänder zu Hüten erfolgt derart, daß die Fäden abwechselnd unter den Halmen des einen Bandes, dann wieder unter denen des anstößenden zweiten Bandes hindurchgezogen werden, so daß der Faden nie sichtbar wird. Die Arbeit erfordert die besondere Aufmerksamkeit und die Sorgfalt der weiblichen Hand. Aber schließlich verlangt doch das Pressen und Bügeln männliche Kraft. Das für diese Arbeiten gebräuchliche Bügelleisen ist groß und schwer. Es hängt vor dem Arbeitstische an einer beweglichen Stange, die an der Werkstattdede befestigt ist. Und während die eine Hand des Arbeiters das Bügelleisen bewegt, muß die andere den über die hölzerne Form gespannten Hut drehen und wenden, wie es die Bewegung des Bügelleisens verlangt. Wohlfeilen Hüten giebt man durch dieses Verfahren in der Regel schon die endgültige Form, während andere, insbesondere die sehr vielgestaltigen Frauenhüte, noch „dressed“ werden müssen. Diesem Zwecke dient die sogen. Dreifachmaschine, deren Aufgabe es ist, den Hut mit einer gewissen Kraft in ein entsprechendes Modell hineinzupressen. Diese Maschinen können natürlich sehr mannigfach konstruiert werden; aber ich will mich darauf beschränken, eine besonders stureiche zu beschreiben, welche von den Franzosen Mathias und Legat erfunden wurde. Die in einem vertikalen Cylinder, mit der Kopföffnung nach oben, ruhende Hutform besteht aus einem starken Metallblech und kann durch Dampfzuführung stark erhitzt werden. In diese Hohlform kommt der Hut und auf diesen ein schwerer, in Schamieren beweglicher Metalldeckel. Die innere Seite des Deckels bildet eine Kautschukform, welche in die Hohlung des Hutes hineinpaßt und durch heißes Wasser unter hohem Druck in diesen hineingepreßt wird. Das Wasser wird durch eine hinter dem Formcylinder befindliche hydraulische Presse in den Formdeckel hineingedrückt. Man wird sich vorstellen können, daß sich der Kautschuk bei dieser Operation fest an die Innenfläche des Hutes anlegt und diesen an die heißen Wände der Matrize preßt. Aber dieser Vorgang erfordert weit geringere Zeit als die Schilderung desselben in Anspruch nimmt, denn ein Arbeiter vermag auf dieser Maschine täglich 400 Hüte zu dressieren, während er früher durch Handarbeit bei kompliziertem Modell nur etwa 10 Hüten die gewünschte Form zu geben vermochte.

In Italien beschränkt sich die Strohindustrie fast ausschließlich auf das toscanische Gebiet. Im übrigen ist die Industrie in Europa vorzüglich in Frankreich, der Schweiz, Belgien und Deutschland vertreten. In England wird fast ausschließlich ausländisches, besonders japanisches Stroh verarbeitet. Allerdings hat der Mittelpunkt der englischen Strohindustrie, die Stadt Luton im südlichen Bedfordshire, eine gewisse nationale Bedeutung erreicht.

In Deutschland ist die Strohindustrie besonders in Baden und Sachsen verbreitet. Auch ins schlesische Gebirgsland hat sie in den letzten Jahren Eingang gefunden; hier ist sie vielfach an die Stelle der mäßig verschwindenden Hausweberei getreten.

Fred Good.

Kleines Feuilleton.

— „Bühnenpolizist“. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Wiesbaden geschrieben: Am hiesigen Hoftheater bezieht seit etwa einem Jahre das anderwärts wohl völlig unbekannt Amt eines „Bühnenpolizisten“. Dieser, der wie alle richtigen Polizisten den Reizen der Militärantwärtler entnommen wird, hat für Ruhe und Ordnung unter dem schwer zu disciplinierenden Künstlervolke beiderlei Geschlechts aufzukommen, was sonst Sache des Juspicienten zc. sein soll. Geräuschvolles Thürschließen während der Probe wird mit 3 Mark geahndet; Sprechen im Gliede — pardon, in der Coullisse — kostet natürlich schon etwas mehr. Ob nun unser erster Herr Bühnenpolizist zu wenig kunstverständig war, oder was sonst die Ursache sein mag, er hat seit einigen Tagen einen Nachfolger erhalten, der mit geradezu idealer Schneidigkeit und ohne Ansehen der Person seines Amtes waltet. Es geht sogar die grußliche Sage, er habe jüngsthin keinen Geringeren als den Herrn Intendanten selber wegen vorschriftswidrigen Thürschließens mit 3 M. seinem Rapportbuche einverleibt. Ferner vermelden Gerüchte: Einen Schauspieler, dessen Stichwort gefallen war, habe der Gestrange einmal am Betreten der Scene gehindert. Während unsere Heroine leise plaudernd in der Coullisse bei einer Kollegin gestanden, habe sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter gelegt und die Stimme des Gerichts habe an ihr Ohr geklungen: „Wie heißen Sie?“ Die Künstlerin soll darob in Weinkrämpfe verfallen sein und sei nur schwer zum Weiterspielen zu bewegen gewesen. . .

gk. Die französischen Provinzen in der Weltausstellung 1900. Die starke Bewegung in Frankreich, die seit einigen Jahren daran arbeitet, in den Provinzen ein selbständiges geistiges Leben hervorzurufen, wird in der Pariser Weltausstellung zum erstenmale eine vor aller Welt sichtbare Vertretung finden. Die Gesellschaft für Volkskunde und Volkskunst, die von einer Gruppe von Schriftstellern, Künstlern und Politikern besonders auf Betreiben von Gustave Boucher begründet wurde, hat eine Reihe von Volksfesten und Kongressen für Volkskunde in verschiedenen Provinzen veranstaltet. So hat man sich bemüht, in Poitou, in den baskischen Provinzen, in der Normandie die Freude an Volkstrachten, alten Volksliedern, Tänzen und Schauspielen wieder zu beleben. In Niort, in Saint-Jean-de-Luz, Gouffeur, Lisieux sind bisher durchaus nicht genügend beachtete Museen für häusliche Kunst gegründet worden, um den Künstlern und Historikern in Zukunft Material zu bieten. Die Ausstellung dieser Provinzen soll nun die Besucher in den Stand setzen, den Volksfesten der verschiedenen französischen Provinzen beizuwohnen; sie soll ihnen die Farandoles des Südens (provenzalische Tänze), die Kirmesse des Nordens, das Theater auf freier Felde von Buffang und das Theater unter freiem Himmel von Ploujean (Bretagne) vorführen. Die Organisation dieser Ausstellung ist Gustave Boucher überlassen, der folgenden Plan entworfen hat: Auf einer Bühne unter freiem Himmel, die in der Esplanade des Invalides errichtet wird, soll Woche für Woche abwechselnd ein Volkstamm in einer Reihe von Bildern vorgeführt werden, die durch eine einfache Handlung mit einander verbunden sind, und das Volksleben auf dem Lande in allen seinen äußerlichen Charakterisierungen. In jeder Provinz arbeiten Schriftsteller die betreffenden Stücke aus. Sie werden von Bauern ausgeführt, die mit den Traditionen, die sie darstellen sollen, vertraut sind. Durch Extrazüge soll den Provinzwohnern die Fahrt zur Ausstellung möglichst erleichtert werden, damit das Ganze ein lokales Gepräge erhält. —

Theater.

Im Deutschen Theater wurden am Sonnabend drei neue Einakter von Arthur Schnitzler, die schon am Wiener Burg-Theater ihre Feuerprobe bestanden, zum erstenmale aufgeführt. Ist es auch nicht viel im starken Sinne, so ist es doch vielerlei, an das sich die regsame und geschmeidige Begabung Schnitzlers heranwagt. Eins hat Schnitzler vor den meisten seiner Wiener Mitbewerber voraus: Seine Kunstarbeit ist von Anfang bis zu Ende sauber und niemals fahrig. Ein geistreicher Beobachter führt das Wort. Ihm sind die heftigen, die leidenschaftlichen Töne nicht so sehr eigentümlich. Seine Kunst wurzelt nicht in tieferschöpfender Kraft, sondern mehr in beweglicher Anmut. Sie wird einigermaßen schon vor dem großen tragischen Vorwurf. Am Einakter vom „Grünen Kalabu“ konnte man das deutlich wahrnehmen. Der Autor nennt ihn eine Grotteske; der Akt hatte unter allen dreien den lebhaftesten Erfolg. Doch wenn man von den wenig beachteten Kontrasten und dem klug geführten theatralischen Bau absieht, in der innersten Seele des Stücks lebt nichts, was in Wahrheit erschüttert. Und das, trotzdem die Vorgänge im „Grünen Kalabu“ mit dem Sturm der Bastille, mit der Erregung der großen Revolution zeitlich zusammenfallen. Es ist, als wenn einer an einem aufflammenden Brand sein Späthchen entzündete. Es bleibt etwas Anekdotisches an allem haften. Zum Teil liegt es an der kurz-armigen, spitz ausgeführten Form des Einakters, wie sie jetzt mannigfach Mode geworden ist. Der „Grüne Kalabu“ ist eine Weinwirtschaft, der ein findiger Gastwirt den Scheincharakter einer Verbredertreibe gegeben hat. Bedingene Schauspieler müssen täglich vor einer aristokratischen Gesellschaft von Tröpseln und Verlotterten sich als Verbrecher kostümieren und die schlimmsten Scheinabenteuer zum besten geben. So giebt sich einmal auch der Erste der Truppe, Herr Henri, für einen Wörder aus. Er hätte den Liebhaber seiner Frau erschlagen. Während er phantastisch spielt, erfährt er, daß ein Herzog wirklich ein Verhältnis mit seiner jungen Frau pflege. Das Spiel wandelt sich in Ernst, als dieser Herzog in den Verbrecherkeller tritt. Der Straßennarr draußen sagt: „Die Bastille ist gefallen“ und im „Verbrecherkeller“ Prosperès ersticht der rasende Komödiant, der von Mainz im virtuosen Stil gegeben wurde, den Herzog, der ihm sein Liebstes raubte. — Am Wiener Hof-Theater ist diese Komödie, die wirklich nichts Aufwühlendes an sich hat, anstandslos gegeben worden. Bei uns hat man sich nur schwer entschlossen, die Komödie frei zu geben. Das ist charakteristisch für das Thema: Berliner Kunst und Polizei. Das Schauspiel „Eine Gefährtin“ gefiel und regte an, doch nicht so lebhaft, als der „Grüne Kalabu“. Es ist ein Drama mit elegischem Grundklang, aber es ruht auf spießbüdigen Voraussetzungen. Professor Pilgram — von Rissen klug und ohne Sentimentalität gespielt — hat eben sein Weib begraben. Er war um zwanzig Jahre älter gewesen, als er sie heiratete; es kam, wie es zu gehen pflegt. Die Gattin wandte sich vom alternden Mann dem jüngeren Freund zu. Herr Pilgram ahnte es, begriff und ließ es geschehen. Erst nach dem Tode der Gattin erfährt er die volle, beschämende Wahrheit. Dem jüngeren Freund war Pilgrams Gattin mit Bewußtsein nicht viel mehr als eine Dirne. Und um ein solches Weib hatte Professor Pilgram zehn Jahre lang gelitten! Am wenigsten verleiht kommt Schnitzler in einem Verspiel von anmutig zierlichem Zuschnitt, dem „Paracelsus“; Paracelsus ist ein verfeinerter Schwanke, über den doch wieder einige verformene Melancholie wie ein leichter Flor geblüht ist. Diese

reinliche Arbeit wußte aber am wenigsten zu fesseln, wie wohl Mainz als Paracelsus prächtige lapriciose Laune und Rissen derbe Frische entwickelte. „Paracelsus“, der überlegene Geist, wird vom wackleren Schwertfeger Eyprian doch nur wie ein fahrender Hegenmeister und zigeunernder Lump behandelt. Dafür rächt sich der Meister an dem biederen, aber beschränkten Bourgeois, indem er Eyprians Gattin in Hypnose versetzt. Während der Hypnose giebt Justina auf Geheiß des Paracelsus Rechenschaft von ihren innersten Gefühlen, und sie sind nicht von der Art, daß sie den Gatten besonders stolz machen können. Das Spiel endet, wie in modernisierter Hans Sachs-Weise, mit dem Gelöbnis Eyprians, heilsam belehrt zu sein. —

hl. Die Freie Volkshöhne brachte am Sonntag vor den Mitgliedern ihrer ersten Abteilung Nicolaus Gogols Komödie „Der Revisor“ heraus. Das alte Stück hat seine Kraft zu wirken aufs neue bewährt: es wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Es ist eine starke und witzige Satire gegen die korrupte Beamtenwirtschaft in Rußland. Eine glückliche Idee liegt der Handlung zu Grunde: Diese Beamtengesellschaft der russischen Kleinstadt, die sich um den Gouverneur gruppiert, hat nichts mehr zu fürchten als eine wirkliche Revision. Und nun wird ein Revisor angekündigt. Schon die bloße Nachricht jagt alle so ins Bodstorn, daß sie in dem ersten besten, der als Reisender in der Stadt weilt, den Revisor vermuten; um seines Amtes besser walten zu können, soll er ja incognito reisen. Der Fremde, ein leichtsinniger junger Dursch, geht auch schnell darauf ein, sich als „Revisor“ behandeln zu lassen, rußt die Gesellschaft gehörig und verschwindet noch rechtzeitig. Kurz nachdem diese entdeckt hat, daß sie dupiert ist, meldet sich der wahre Revisor. . . Während die spießbüdigen Beamten in aller Eile die Maßregeln beraten, verraten sie ihr System. Eine ganze Reihe von Gestalten wird scharf charakterisiert; darin sind alle einander gleich, daß sie eine unglaublich lieberliche Wirtschaft führen und ihre Stellung dazu ausnützen, die ihnen Untergebenen auszuplündern. Ein richtiges Neglement hat sich ausgebildet: je höher die Stellung, um so mehr darf ihr Inhaber stehen. Gegenüber der Art, wie diese Charakteristik durchgeführt ist, drängt sich freilich eine Bemerkung auf: Gogol gilt als der Bahnbrecher des Naturalismus in Rußland, aber wie fremd erscheint seine Technik uns oft, die wir an eine weniger direkte Schilderung gewöhnt sind. Die Menschen verbergen — wozu sie doch alle Veranlassung hätten — ihre schlimmsten Geheimnisse gar zu wenig, der Zweifel an der Möglichkeit des Dargestellten läßt uns nicht los. Der Eindruck der Komödie von der Bühne aus war allerdings ein ganz anderer, als ich ihn von der Lesart her in der Erinnerung hatte. Es scheint, daß die Aufführung, deren frisches Zusammenspiel sonst Anerkennung verdient, den Charakter des Ganzen doch etwas verschoben hat. Die Linien der an sich schon ziemlich stark aufgetragenen Charakterzeichnung wurden von den Schauspielern des Lessing-Theaters noch herzhaft unterstrichen, so daß manche der Gestalten eher als Karikaturen denn als wirkliche Menschen erschienen. —

Musik.

Aus der Woche. Es ist allzu häufig Gelegenheit, aus irgend einer Reihe von Zeiteinheiten ein Jubiläum herauszuschlagen, selten aber ein solches zu einem lebendigen Zeugnis einer wirklich weitreichenden Wirksamkeit auszugestalten. Das gelang bei dem Konzert vom 22. April zu Ehren des sechzigjährigen Künstler-Jubiläums von Joseph Joachim. Jubilirt wurde allerdings mehr der Lehrer als der Künstler. Man hatte den Nachdruck auf das Zusammenwirken möglichst vieler seiner Schüler und sonstiger Glieder seiner Sphäre gelegt. Insbesondere brachte man ein Streichorchester von ungefähr anderthalbhundert Spielern (samt mehreren Spielerinnen) zusammen, in welchem allererste Namen vertreten waren. Eine solche Konzerte, eine solche Erhebung über die Knappheit der gewöhnlichen Besetzungen, eine solche Vernehmbarkeit des Streichermotivs der „Gurhanthe“ ist dem Musikfreund nur selten beschieden. Und wie haben sich — nach der öffentlichen Hauptprobe zu urteilen — das Orchester und sein Dirigent, der aus Meinungen herbeigeeilte Musikdirektor Friedrich Steinbach, gegenseitig getragen! Die Freude daran wurde eher verstärkt als geschwächt dadurch, daß der zarte Anfang von Mendelssohns Sommer-nachtsraum-Duverture noch eigens öffentlich studiert werden mußte. Wie ehrend war dies doch für alle Beteiligten, als die Stelle allmählich immer feiner und plastischer herauskam! Weniger ehrend war es für das Komitee, daß es dem Publikum zumutete, die Probe ohne Konzertprogramm anzuhören; auch der Wegfall des Prologs war eine Enttäuschung. Unter dem vielen Erfreulichen, das blieb, seien erwähnt eine von G. R o h b e r g komponierte Fanfare, ausgeführt von etwa 50 Militärmusikern mit Pauken und mittelalterlichen Trompeten („Feiltrummeten“), deren freudig heller Klang einen ganz eigenartigen Genuß bot, und Joachims Variationen, deren Solo-Konzertmeister H. P e t r i aus Dresden in letzter Stunde übernommen hatte — es war wohl die gefehte Ueberanstrengung Ursache, daß er nachher fast zusammenbrach. Der Reinertrag ist für die „Josef Joachim-Stiftung“ bestimmt. Wird es vielleicht dem, der diese Stiftung zu verwalten hat, einfallen, sie auch denen zu gute kommen zu lassen, die schlechtweg als Lehrer, nicht zunächst als Künstler wirken, oder gar auch denen, die nicht von Glück, von Titeln, von Staatswürden, von Senatsproben u. dergl. gehoben werden?

Eines nach dem andern nimmt Abschied. So am 23. das „Bilharmonische Orchester“ in einem Solisten-Abend, um dann eine Konzertreise nach Rußland anzutreten. Wir hörten u. a. ein Hornsolo Dito Müllers, „Eisenreigen“ von Ch. Oberthür, eines von den schier unvermeidlichen Salontüddchen, die fortwährend den Eindruck erwecken, als gebe es für Harfe zu derartigen. Ein Verdienst wäre es, diesen falschen Schein zu zerstreuen durch häufigere Wahl wertvollerer Kompositionen; wer an das Dasein solcher nicht glaubt, möge die Notiz des Harfenisten Johannes Snoer aus Leipzig im „Russischen Wochenblatt“ vom 22. Dezember 1898 (S. 748) nachlesen. — Ein nochmaliges Konzert gab an jenem Abend Herr Jarneckow; nach einem Lied Schuberts empfing er einen Kranz; nach dem Mozartschen Kinderlied „Komm, lieber Mai“ wäre für den guten Einfall dieser Wahl diese Spende erst recht passend gewesen. Fräulein Lotte Jahn bewährt sich nachherade als tüchtige Liedersängerin, etwa die ziemlich schwache Tiefe ihrer Stimme ausgenommen.

Noch immer ist die Ueberzahl der angehenden und der angegangenen Sangeskünstlerinnen, die sich produzieren und reproduzieren, für den Referenten launig zu „bewältigen“. Ihre Schwankungen um eine gewisse Durchschnittsqualität sind kaum für die engste Hochwelt der Gesangskunst von Interesse, ihre Mängel jedenfalls recht typisch; und ebenso typisch der Aukbid der sich vor all dem Irrenden und Wundenden „Vertreter der Presse“. Sehen wir von Besonderheiten ab, so handelt es sich vornehmlich um eines. Ein sinnlicher Eindruck, der künstlerisch zur Verwertung kommt, soll vor allem milder sein, mag es sich nun um Schwaches oder Starres, um Ehrliches oder Dramatisches, um Liebliches oder Unliebliches handeln. Das Kräftige, Unebene, Echte, Ehrliche, oder wie immer man diesen Mangel näher bestimmen will, ist jedenfalls von Nabel; und Töne von dieser Art sind es, die wir meistens von unseren Sängerinnen (weniger von unsren Sängern) zu hören bekommen. Bleibt dieser Hauptmangel erspart, so verträgt man andere Mängel viel leichter. Die eine Dame, die wir uns aus den Konzertsängerinnen der letzten Tage „ausuchten“, die Sopranistin Marie Döring, bot einen solchen Fall dar. Sie leistet noch nicht viel, hat eine kleine, echt lyrische Stimme und erfreut durch die Weichheit und Gleichmäßigkeit des Tones sowie durch die Reiniheit ihrer Koloratur; ihr allzu merkwürdiges und zwar falscherweise die Schultern in Anspruch nehmendes Atmen müßte allerdings gründlich gebessert werden. Ihr Vortrag bietet ebenfalls wenig; er ist etwas gar sehr zurückhaltend. Aber es erfreut der Eindruck des Echten, Ungelünsteten, namentlich bei Scherzhaften. Ihre Kollegin vom Klavier, Margarete Liebig, besitzt zwar viel Geläufigkeit, hemmt aber den Erfolg dieses Vorzuges durch die leider ebenfalls typische Unart des Verwischens, zumal infolge zu vielen Pedals, und ersetzt diesen Mangel nicht eben durch besonders innigen Ausdruck.

Ueber eine andere Sängerin dieser Lage berichtet mein Vertreter: Alma Johström gab im Theater des Westens die Margarete aus dem „Faust“ von Charles Gounod als Abschiedsvorstellung. Was sie bot, war geradezu vollkommen. Ihr Gesang und Spiel entzündete das Publikum so sehr, daß der Blumeneuregen und Beifallssturm nicht enden wollte, trotz mehrerer Zugaben. Zuletzt sang sie noch das Brahmsche „Guten Abend, gute Nacht“. Die meisterhafte Ansprache — auch im Deutschen — konnte mancher Deutschen als Muster dienen. —

Geologisches.

— Ueber die vulkanische Eifel sprach Dr. Cüppers unlängst in der Gesellschaft für Erdkunde zu Köln. Ueber den Vortrag berichtet die „Kölnische Zeitung“: Nach einer kurzen Umgrenzung und Einleitung desjenigen Teiles des rheinischen Devongebietes, den wir heute Eifel nennen, begründete der Redner genauer die Zerlegung der vulkanischen Eifel in die vulkanische Vordereifel, das Gebiet des Laacher Sees und die zerstreuten Vulkane im Nordosten oder die Hocheifel. Allen dreien ist gemeinsam, daß die vulkanischen Vorgänge sich sehr spät, nämlich in der Diluvialzeit, abspielten. Die Vulkane der Vordereifel stehen auf einer etwa 50 Kilometer langen, von der Schneifel bis Vertriech reichenden Spalte der devonischen Gesteine. Die Thalbildung der Eifel war damals schon fertig, und die Lavaströme ruhen vielfach auf diluvialen Geröll. Derjenige der Rapsentale bei Gerolstein geht bis durch die Kyll, die ihn durchwaschen hat. Nur aus den wenigsten Kratern ist Lava geflossen; die meisten beschränkten sich auf das Auswerfen von Schlacken, Sanden, die vielfach zu Luffen verbunden sind. Besonders die Sande haben eine ungemein weite Verbreitung über das ganze Gebiet hin. Da die Ausbrüche aus den meisten Kratern nur einmal erfolgten, finden wir keine basaltischen Massengebirge, wie in der Rhön und im Vogelsberg, und nur an wenigen Stellen übereinanderliegende Lavaströme, so am Scharteberg bei Kirchweiler zwischen Gerolstein und Daun. Der nordwestlichste Punkt ist der Goldberg bei Ormont, der von den in seinen Lavablöden eingeschlossenen Viotitfingern (Magnesiaglimmer) seinen Namen hat. Von hier zog sich einst ein ununterbrochenes Feld von vulkanischen Sanden bis zur Kyll in südöstlicher Richtung. In diesem erhoben sich viele Krater, die zum Teil als solche nicht mehr erkenntlich sind. Besonders Beachtung verdient die Rother Eishöhle, die durch den Ausbruch des Gesteins zu gewerblichen Zwecken entstanden ist. Der größte Bezirk der vulka-

nischen Erscheinungen der Vordereifel zieht sich auf dem linken Ufer der Kyll in einer Breite von 8 Kilometer von Hillesheim und Gerolstein bis in die Gegend von Daun, wo sich die zahlreichsten und besamtesten Vulkane finden, die der Redner einzeln genauer besprach. Das Gebiet des Laacher Sees sitzt nicht auf einer Spalte auf, sondern hat die Form eines Massengebirges, daß sich von der Koblenz-Neuwieder Ebene bis über Mayen hinaus und weit nach Norden erstreckt. Einzelne Berge zeigen noch die Form der Vulkane. Die Auswülfungen des Laacher Sees bedeckten einst die ganze Ebene und wurden sogar bis in den Westerwald getragen. Es ist der Stoff, aus dem die Schwemmsande gemacht werden. Die vulkanischen Krater der hohen Eifel, über hundert, sind nicht durch vulkanische Eruptionen, sondern durch Empordrücken entstanden. Daher finden sich hier nirgends vulkanische Sande oder Schlacken. Es sind meist Basaltkegel, so die Hohe Acht (760 Meter), der höchste Punkt der ganzen Eifel. Auf vulkanische Erscheinungen gehen auch die Maare zurück, die zum größten Teil als Kraterseen erkennbar sind, aber nicht alle. Das hervorragendste von ihnen ist der Laacher See; in der verschiedensten Ausbildung finden sie sich bei Daun. Aus der genaueren Untersuchung der Existenzbedingungen eines Maares ergibt sich, daß die meisten unter ihnen im Absterben begriffen sind. Bei einer nachweislich sehr großen Zahl ist dies schon erfolgt. Diese verstorbenen Maare sind zum Teil noch heute als stumpsige Kessel zu erkennen, zum Teil füllen sie sich noch heute bei starken Niederschlägen mit Wasser, zum Teil weisen heute nur noch die fortlebenden Ortsbezeichnungen auf das alte Maar hin. —

Humoristisches.

- Die Kartoffel. Habe soeben 'ne Kartoffel versucht; das ist ja 'ne ganz exquisite Frucht!
- Unzweifelhaft, Majestät; Ihre Majestät Untertanen leben ja ausschließlich davon! — („Simpl.“)
- Aus Oestreich. A.: Na, wollen Sie nicht auch „Los von Rom?“
- B.: Lassen Sie mich in Frieden, ich hab' schon ein Los von Ungarn. —
- Fatal. A.: Wie ich gehört habe, soll ja Ihr Herr Sohn auch dichten?
- B.: Er soll nicht, aber er thut's! —

Notizen.

- Dem seitlangenden „Annoncen-Weiblein“, dem die „Kölnische Volkszeitung“ ein Ködlein mitgegeben hatte, ist jetzt von der „Germania“ ein rechtshaffener gestreifter Frauen-Unterrod verordnet worden. Wie lange wird's dauern, und die Dame erscheint in blankgewaschenen Schafstiefeln und taffelten schwarzen Hosen. —
- Unter dem Titel: „Durch Asiens Wüsten“ erscheint in diesem Monat im Verlage von F. A. Brockhaus (Leipzig) das Werk Dr. Sven Hedin's, das von der dreijährigen Forschungsreise in der Wüste Gobi, im Pamir-Gebiet, in Tibet und China, von der der Forscher erst kürzlich zurückgekehrt ist, berichtet. Das Werk (geb. 20 M.) erscheint in zwei Bänden oder in 36 Lieferungen und wird reich mit Abbildungen, sowie mit Chromotafeln und Karten ausgestattet sein. —
- Die Sammlungen für das Straßburger Goethe-Denkmal haben bis jetzt 72 000 Mark ergeben. —
- Emile Zolas „Mana“ wurde in der deutschen Ausgabe in Mannheim konfiszirt. —
- Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“ wird im September in New-York in englischer Sprache gegeben werden. —
- Auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater wird (am 13. Mai) eine Sommeroper ihren Einzug halten. —
- In der Deutschen Kunstausstellung Dresden 99 erhielten von Berliner Künstlern die goldene Plakette: Hans Herrmann, die silberne Plakette: Frenzel und Hammacher, Levi, Cauer, Käthe Kollwitz, Walter Leistikow. —
- Im „Künstlerhause“ des Vereins Berliner Künstler, in dem gegenwärtig eine Ausstellung von Werken der Weimarer Schule Interesse verdient, ist der Abonnementspreis von jetzt ab bis zum 1. Oktober d. J. auf 2 M. herabgesetzt. —
- Naphaela Patti, die vor etwa zehn Jahren Mitglied der hiesigen Oper war, ist dieser Tage im Alter von 34 Jahren arm und verlassen gestorben. —
- Wertheim läßt jetzt Zeichnungen für Bücherdeckel seines Verlags „Lonturenzweife“ von Schülern des hiesigen Kunstgewerbe-Museums ausführen. —
- Die Mormonen zählen in der Schweiz 1001 Zugehörige. Die größte Gemeinde ist Biel mit 125 Mitgliedern. —